

Vom Hashtag auf die Podien

Debatte über zu wenige Frauen in Programmen von Verlagen erreicht die Leipziger Buchmesse

Von Theresa Held

LEIPZIG. Im Literaturbetrieb tut sich was. Eine Welle der Empörung darüber, dass Autorinnen im Buchmarkt unterrepräsentiert sind, erwischt alte Strukturen. Debatten um die Sichtbarkeit von Schriftstellerinnen flammen auf. Mittlerweile betonen Buchpreis-Juroren, dass sie auf ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis achten. Verlage wollen zunehmend Frauen unter Vertrag nehmen. Doch Kritikerinnen sind sich einig: Es ist noch ein langer Weg bis zum Gleichgewicht. Dafür müsse an vielen Stellschrauben gedreht werden.

Von #frauenzählen zu #vorschauenzählen

Eine Aktion sorgte vor kurzem für Aufsehen: Die Literaturwissenschaftlerinnen Berit Glanz und Nicole Seifert riefen im November auf Twitter dazu auf, Autorinnen in den Verlagsvorschauen des Frühjahrsprogramms zu zählen. Zuvor hatte die Untersuchung #frauenzählen ergeben, dass Autorinnen im Feuilleton unterrepräsentiert sind. „Daraufhin haben wir immer wieder gehört, dass das auch an den Verlagsprogrammen liegen würde“, so Glanz.

Mit Blick auf die Untersuchung der Verlagsprogramme sagt sie: „Wir haben uns gewünscht, damit eine inhaltliche Debatte anzustoßen, Gespräche darüber zu führen, wie der Literaturbetrieb in vielerlei Hinsicht diverser werden kann.“ Das ist gelungen, das Ergebnis sei dennoch ernüchternd gewesen: Frauen sind im Literaturbetrieb unterrepräsentiert. In den untersuchten Verlagen kämen drei Autoren auf zwei Autorinnen. „Die Tendenz: Je höher das literarische Prestige eines Verlages, desto mehr scheint er auf Männer im Programm zu setzen“, schreiben die Literaturwissenschaft-

lerinnen im Dezember in einem „Spiegel“-Artikel.

Es folgt eine Debatte, wie dieses Ungleichgewicht zu werten ist, welche Schlüsse daraus zu ziehen sind. Quoten werden diskutiert und verworfen – es müsse schließlich um Qualität gehen, heißt es. Auch die Germanistin Andrea Geier hält nichts von einer Autorinnen-Quote. Vielmehr müsse man sich bestehende Strukturen bewusst machen und diese hinterfragen, sagt die Wissenschaftlerin der Universität Trier.

Sie fordert einen Perspektivwechsel, Verlage müssten sich etwa Gedanken über bisherige Auswahlkriterien machen und diese hinterfragen. So könne sich der Betrieb Stück für Stück ändern – und es habe sich schon einiges getan in der Vergangenheit.

Etwa bei Buchpreisen. Sie könnten Aufmerksamkeit lenken, ist sich Jens Bisky sicher, der den Vorsitz der Jury für den Preis der Leipziger Buchmesse innehat. Die Jury besteht aus vier Kritikerinnen und drei Kritikern. Das Gleichgewicht von Frauen und Männern sei bei Nominierungen ausführlich besprochen worden, sagt Bisky. Auf die Liste kamen in der Belletristik 2020 schließlich drei Männer und zwei Frauen. Im Vorjahr gewann Anke Stelling die Auszeichnung.

Gewachsene Strukturen erschweren Wandel

Im Frühjahrsprogramm des Hanser-Verlags machten Autorinnen der Stichprobe von Glanz und Seifert zufolge nur 22 Prozent aus. Verleger Jo Lendle führt das auf gewachsene Strukturen zurück: Langjährige Autoren und Autorinnen würden über Jahre begleitet. „Diese Kontinuität führt dazu, dass Entwicklungen sich erst nach und nach in Proportionen niederschlagen“, so Lendle. „In den letzten Jahren machen Schriftstellerinnen den Großteil der Neuzugänge aus.“



Im Literaturbetrieb flammt eine Debatte über die Sichtbarkeit von Schriftstellerinnen auf. Foto: dpa

Der österreichische Liedermacher Rainhard Fendrich ließ sich für den Titel seines neuen Albums „Starkregen“ von einem Übersetzungsfehler inspirieren. Foto: Marcel Brell



„Vor den jungen Leuten ziehe ich den Hut“

Rainhard Fendrich präsentiert in Frankfurt sein Album über Klimawandel

WIEN/FRANKFURT. Mit Hits wie „Macho Macho“ oder „Tango Korrupti“ ist der Liedermacher und Schauspieler Rainhard Fendrich einer der einflussreichsten Vertreter des Austropop. Am 27. Februar wird er 65 Jahre alt – und hat vor kurzem sein 18. Album veröffentlicht: „Starkregen“. Ein Gespräch über den Klimawandel – meteorologisch und gesellschaftlich.

AUFTRITT

► Am Donnerstag, 7. Mai, ist Rainhard Fendrich mit seinem neuen Album „Starkregen“ in der Frankfurter Jahrhunderthalle zu Gast.

Dieser Klimawandel auch in der Gesellschaft: Beängstigt Sie der?

Es ist nie schön, wenn der Hass ins Internet einzieht. Das ist ein ziemliches Armutszeugnis für unsere abendländische Gesprächskultur. Man kann sich so leicht hinter einem Profilbildchen verstecken und dann alles sagen, was man sich dem anderen nicht ins Gesicht zu sagen wagt.

Voller Humor porträtieren Sie in „Social Media Zombie“ einen Smartphone-Süchtigen. Welche Auswirkungen hat diese Sucht?

Im Prinzip habe ich nichts gegen soziale Medien, im Gegenteil: Sie sind ein großer Gewinn für unsere Weltgemeinschaft. Ich sehe aber – besonders bei jungen Menschen – die Gefahr, dass sie in ein Paralleluniversum abgleiten, sich aus der Realität verabschieden. Man sieht es auch auf der Straße oder im Bus: Die Leute reden nicht mehr, jeder schaut auf sein Handy.

Regt es Sie auf, wenn die Menschen so gleichgültig sind und sich nur für ihren eigenen Kosmos interessieren? Im Lied „Hin-

term Tellerrand“ geht es ja um diese Ignoranz.

Natürlich regt mich das auf. Besonders die Politik ist davon betroffen. Politik ist nicht das trockene Brot, das man runterschlucken muss. Politik regelt unser Leben. Ich glaube, es ist ganz, ganz wichtig, dass man sich aktiv mit dem beschäftigt, was um einen herum passiert. Man muss weiter schauen, als nur bis zum Tellerrand. Man muss wahrnehmen, dass der Ton rauer geworden ist. Man muss merken, dass Menschenrechte verletzt werden. Man muss zur Wahl gehen, denn Demokratie funktioniert nur, wenn alle mitmachen.

In „Burn Out“ mahnen Sie, dass es „ein Leben vor dem Tod“ gibt.

Ich bin kein Mahner, ich bin ein Beobachter. Außerdem ist ja nicht umsonst dieses Jahr Burn-out von der Weltgesundheitsorganisation als Volkskrankheit eingestuft worden. Meiner Ansicht nach liegt das daran, dass wir in unserer Zeit sehr leistungsorientiert leben. Hinzu kommt die ständige Erreichbarkeit durch das Handy und den Computer. Wir haben nicht mehr die Zeit für Ruhe. Es gibt keinen Feierabend mehr. Deshalb sage ich: Du sollst auf die Bremse steigen, bevor es ein anderer für dich tut.

Sie werden bald 65, machen nun schon seit Jahrzehnten gesell-

schaftskritische Lieder, legen Ihren Finger in offene Wunden. Frustriert es Sie, dass die Menschen offenbar einfach nicht schlauer werden?

Ich erwarte nicht wirklich, dass ich mit meinen Liedern etwas bewirken kann. Frust ist die falsche Einstellung, um in die Zukunft zu schauen. Natürlich ist es ernüchternd, wenn man sieht, dass es Bücher von 1973 gibt, in denen der Klimawandel minutiös vorausgesagt wurde. Es ist wirklich vielen egal, was auf diesem Planeten passiert. Aber es ist Gott sei Dank so, dass es doch junge Menschen gibt, die jetzt ihr Leben in die Hand nehmen – und zwar in einem Alter, wo ich andere Sachen im Kopf hatte. Die stehen auf, wie eine kleine Schwedin, und sagen: „Das ist unsere Zukunft!“ Oder wie ein junger Chinese, der sagt: „Das ist Demokratie und die möchte ich haben auf dieser Welt!“ Vor diesen jungen Leuten muss ich den Hut ziehen. Sie sind vielleicht die Lichtblicke, die diesen Planeten retten können.

Sie haben also schon noch Hoffnung?

Natürlich habe ich noch Hoffnung! Wenn ich keine Hoffnung mehr hätte, bräuhete ich gar nichts mehr zu machen.

Das Interview führte Andrea Herdegen.

Plácido Domingo entschuldigt sich

BERLIN (dpa). Opernstar Plácido Domingo hat sich bei den Frauen entschuldigt, die ihm im Zuge der MeToo-Bewegung Übergriffe vorgeworfen hatten. „Ich möchte, dass sie wissen, dass mir der Schmerz, den ich ihnen zugefügt habe, wirklich leidtut“, hieß es in einer Mitteilung des 79-jährigen Künstlers am Dienstag. „Ich übernehme die volle Verantwortung für mein Handeln, und ich bin aus dieser Erfahrung gewachsen.“ Mehrere Sängerinnen hatten dem spanischen Künstler im Zuge der MeToo-Bewegung gegen sexistisches und sexuell übergriffiges Verhalten einflussreicher Männer teils Jahrzehnte zurückliegende Übergriffe vorgeworfen. Domingo hatte die Beschuldigungen bisher zurückgewiesen.

Aufschub wegen Coronavirus

LOS ANGELES (dpa). Auch Hollywood ist von dem Ausbruch des neuen Coronavirus in Italien betroffen. Ein dreiwöchiger geplanter Dreh in Venedig für „Mission: Impossible 7“ mit Tom Cruise (57) in der Hauptrolle ist von Paramount Pictures kurzfristig abgesagt worden. Mit Rücksicht auf die Sicherheit und das Wohlergehen der Filmbesetzung werde der Dreh aufgeschoben, heißt es in einer Mitteilung des Studios. Die Filmarbeiten waren gerade erst angelaufen. Unter der Regie von Christopher McQuarrie kehrt Cruise für die nächsten beiden „Mission: Impossible“-Einsätze als Geheimagent Ethan Hunt zurück.

Louvre-Rekord bei Leonardo-Schau

PARIS (dpa). Mit der Rekordzahl von 1,1 Millionen Besuchern ist die Leonardo-Schau im Pariser Louvre zu Ende gegangen. Nie zuvor habe eine Ausstellung so viel Kunstinteressierte angezogen, teilte das Museum am Dienstag mit. Es sei ein historischer Rekord. Die viermonatige Schau zum 500. Todestag des Universalkünstlers Leonardo da Vinci (1492-1519) schloss am Montag. Sie hatte mehr als 160 Exponate vereint, darunter elf Gemälde und über 70 Zeichnungen des italienischen Renaissance-Meisters.

Pianist Igor Levit verschiebt Konzert

FRANKFURT (red). Konzertpianist Igor Levit muss seinen Klavierabend in der Frankfurter Alten Oper am heutigen Mittwoch krankheitsbedingt absagen. Er wird am Mittwoch, 4. März, um 20 Uhr nachgeholt.

Es war einmal Bella Italia

Die Höhepunkte im Wettbewerb der 70. Berlinale sind noch rar gesät: Komische Verzweiflung übers Internet in Frankreich und soziale Finsternis in Italien

Von Stefan Benz

BERLIN. Carlo Chatrian, der neue künstlerische Leiter der Berlinale, hat ja versprochen, das Publikum aus seiner „Wohlfühlzone“ herauslocken zu wollen. Für den Wettbewerb stellte er besonders viele düstere Ansichten in Aussicht. Nun ist das nicht neu und auch nicht überraschend, denn kritische Filmkunst schaut ja meist lieber dahin, wo es wehtut. Die Kunst ist ja, dass der Schmerz einen wach macht. In den ersten Tagen der 70. Berlinale hat er eher müde und mürrisch gestimmt.

Umso wichtiger ist da ein Film wie die französische Internetsatire „Effacer l’historique“ (Verlauf löschen) von Benoit Delépine und Gustave Kervern: Die arbeitslose Marie sitzt allein im Vorstadthaus. Mann und Sohn sind ausgezogen, sie hat ihr Leben nicht im Griff und erpresst. Nachbar Bertrand hat den Überblick über seine Kreditkarten verloren, will das Cybermobbing seiner Tochter bei Facebook persönlich beenden, erliegt aber der Callcenter-Stimme von Miranda aus Martinique. Christine ist ihren Job im Kraftwerk los, weil sie als

Serien-Junkie einen Störfall übersehen hat. Delépine und Kervern bieten in ihrer Sketchparade, die sie zu einem tragikomischen Sittenbild verdichten, über fast zwei Stunden einen enormen Pointenreichtum. Damit lässt sich zwar nicht zwingend ein Preis gewinnen, aber die Stimmung hebt dieses Vergnügen doch beträchtlich. Selten so viel Gelächter in einer der bisweilen griesgrämig gestimmten Pressevorführungen gehört.

Das war aber auch dringend nötig, denn allzu viel Verheißungsvolles gab es bislang



Elio Germano als Tagelöhner und animalischer Künstler Antonio Ligabue. Foto: Chico de Luigi

nicht. Ja, Nina Hoss hat sicher Chancen auf einen Silbernen Bären als beste Hauptdarstellerin: Im Schweizer Film „Schwesterlein“ ist sie eine Dramatikerin, die sich um ihren krebserkrankten Schauspielbruder kümmert. Bei den Herren hat sich bislang Elio Germano im Künstlerporträt „Volevo Nascondermi“ des Italieners Giorgio Diritti hervorgetan. Mit dicken Ohren, schiefen Zähnen und wirrem Blick spielt er den Tagelöhner und Psychiatriepatienten Antonio Ligabue (1899-1968), der als Landstreicher aus der Schweiz geworfen wird und es

mit seiner Naiven Malerei in Italien zu Ansehen bringt. Er kann sich ein Auto und einen Chauffeur leisten, doch die Frauen bleiben ihm fremd, den Tieren aber ist er nah: Animalisch faucht er seine eigenen Kunstwerke an. In seinem Kopf ist ein Tumult, den der Film lange Zeit in Orts- und Zeitwechsellinien lässt. Dann erst kanalisiert die Kreativität seine kreatürliche Kraft in Kunst. Das ist stark beobachtet und gespielt.

In vielen Wettbewerbsfilmen ist die Finsternis eher matt, in „Favolacce“ (Böse Märchen) ist sie gleißend hell: August-

hitze liegt über einer römischen Vorstadt. Keine Spur von italienischer Leichtigkeit. Die Männer beben unter sexuellem und sozialem Druck, ihre dunkle Energie überträgt sich auf ihre Kinder, die hier am Ende Bomben bauen und Gift mischen. Es ist dick aufgetragen und grimmig grundiert, was die Brüder Fabio und Damiano d’Innozenzo auf die Leinwand bringen, aber es ist eben auch ein Märchen: Es war einmal Bella Italia. Davon ist nichts mehr übrig. Nur der Sonnenschein, der hier in eine stockfinstere Gesellschaft hineinstrahlt.